

Die trostlose Ruhe der Reihengräber

Wenn etwas nicht an den Ort der letzten Ruhe gehört, so sind das Pflanzengift und der Lärm von Laubbläsern. Die Friedhofsplanung sollte sich nach den Bedürfnissen der Bevölkerung ausrichten: Abkehr von der Monokultur und Hinwendung zu einer schlichten, naturverträglichen Erinnerungskultur. Von Andreas Diethelm

Ein junges Reh geriet letztes Jahr als «Grabschänder-Bambi» in die Zeitung, bloss weil es beim Verköstigen von Schnittblumen überrascht wurde. Im Kanton Zürich werde vielerorts nicht nur Essbares aus Friedhöfen weggetragen und bestimmt nicht vom Rotwild, berichtete kürzlich der «Landbote». Die Profanisierung des Friedhofs erfolgt auf verschiedenen Wegen; in der Stadt Zürich etwa steht zwar noch kein Partyvolk am Eingangsportale an, doch die Verwaltung denkt schon seit geraumer Zeit laut in Richtung «Aufwertung» – denn die Friedhöfe leeren sich. Wo Reihengräber sich in strenger Ordnung dicht aneinanderdrängten, entsteht zunehmende Weite, mitten in der sich verdichtenden Stadt. Seit Anfang der 1990er Jahre verzeichnet die Stadt einen Rückgang bei den Bestattungen um ein Viertel. Erdbestattungen machen gerade noch 10 Prozent aus; 1980 wurden 6 Prozent der Toten in Gemeinschaftsgräbern beigesetzt, heute sind es 40 Prozent. Der Arbeitsaufwand nimmt damit ab, aber auch die Einnahmen sinken. Das ist ein Problem, wenn die Höhe des Budgets nicht abnehmen darf.

Ein kleines Stück Zeit

Der Bund deutscher Friedhofsgärtner wollte Gegensteuer geben und rief 2001 einen «Tag des Friedhofs» aus, eine Aktion, der sich kürzlich einige Schweizer Städte angeschlossen haben. Anlass genug, über die Beziehung von Friedhofs- und Trauerkultur nachzudenken. – Unlängst zeigte das Schweizer Fernsehen Hedy Honigmanns Film «Forever», ein Bericht aus dem Pariser Friedhof Père-Lachaise, ein Liebesfilm eigentlich. Inschriften und Bildchen erinnern an berühmte und unbekannte Geliebte, Besucher bringen eine Blume mit, einen Kiesel, Konfekt (für Proust – aus Südkorea), und vor allem: ein kleines Stück Zeit.

Der Ort ist Inspiration. Die Zurückgebliebenen lauschen den Spuren, die die Vorangegangenen in ihren Herzen gelegt haben. Dazu benötigen sie keinen floralen Bombast – er fehlt am Grab von Apollinaire, von Chopin und auch bei jenen, deren Lebenswerk unbekannt und vielleicht auch unerkannt blieb. Eine Brücke zu den Verstorbenen schlägt die Liebe, niemals aber Begonien und Fuchsien, seien sie noch so makellos und zahlreich. Die Bewirtschaftung der Gräber mit jahreszeitlich auswechselbarem, industriell produziertem Importgewächs ist ein Nachkriegs-Geschäftsmodell, ein auslaufendes, jedoch beileibe keine Zürcher Erfindung. Vielmehr ist diese Form der Friedhofskultur eine mitteleuropäische, vorwiegend auf die Einzugsgebiete von Rhein und junger Donau beschränkte Spezialität.

In vielen Friedhöfen geniesst man, im Schatten

alter Bäume in Frieden zu ruhen. Wäre da nicht die trostlose Ruhe und Ordnung der Reihengräber, wo keine Laus, kein Marienkäfer sich regen darf. Dafür ist gesorgt – auch dafür, dass kein welches Blatt den Rasen entweihe. Wenn etwas nicht an den Ort der letzten Ruhe gehört, so ist es Gift und der Lärm der Laubbläser, sollte man meinen. Wohl lässt man da und dort Wildblumen sprechen auf verlassenem Grabfeldern, mit Schmetterlingen und Bienen etwa. Wohltuend hebt sich vielstimmiges Gesumme vom fernen Verkehrsgeräusch ab. Der Friedhofshonig ist schon käuflich, ein Geschäft kann das aber nicht werden – zu spärlich ist der Nektar.

Dabei war man in den 1980er Jahren schon weiter. Zwei naturkundige Gärtner zeigten beispielsweise auf dem Friedhof Zürich Witikon, was zu tun ist, damit das Grab kein toter Ort ist. Mit attraktiven Kombinationen standortgerechter Wildstauden gewannen sie die Kunden für eine umweltverträgliche Form des Grabschmucks, der keinen Kunstdünger benötigt, nicht gewässert werden muss, deshalb nicht krank wird und daher auch nicht mit Pilzgiften gespritzt zu werden braucht. Das Angebot stiess auf grosses Interesse, und eine Zeitlang warb die Stadt überschwänglich mit diesem natürlichen Grabschmuck.

Nach wenigen Jahren wurde der begonnene Kulturwandel abgebrochen. Dies obwohl inzwischen eine städtische Verordnung genau diesen verlangte: dass die Bepflanzung so zu wählen sei, dass auf Bewässerung und auf Gift verzichtet werden könne und dass dank naturnaher Pflege die Lebensräume einheimischer Pflanzen und Tiere aufgewertet werde.

Statt diese Grundsätze umzusetzen, intensivierte das damalige Gartenbauamt Imagewerbung für seine angebliche Naturnähe. Man liess zwar die mit dem Wechselverursachte Umweltbelastung ermitteln: Sie erwies sich für ihre Favoriten Fuchsia, Begonia, Erica und Calluna als desaströs, der Bericht aber modert längst im Archiv. Anstatt die verbliebenen Reihengräber lebendig zu gestalten, billigen viele Stadtverwaltungen, die Bemühungen des Friedhofsgewerbes, die Anziehung des Gemeinschaftsgrabes auf oft fragwürdige Weise zu diskreditieren. Eine Dissertation resümiert die Kernthese der Branche: «... öffentlich-gemeinschaftliches Trauern sei nicht mehr möglich, Werte und Normen verfielen. Dies gehe mit mangelnder Sozialität und mit psychischer Auffälligkeit der BefürworterInnen dieser Gräber einher und ende im Kulturverfall und Geschichtsverlust».

Abkehr von der Monokultur

Ein Friedhofsverwalter konnte ein Verbot für Grabbesucher durchsetzen, auf «seinem» Gemeinschaftsgrab – einem Rasen, wie wir ihn von Sport-

plätzen her kennen – Blumen hinzulegen. Er erklärte sich überzeugt, dass man «diese Grabform weniger attraktiv machen sollte».

Vernünftiger lautet das Fazit einer Studie des Bestattungs- und Friedhofamts der Stadt Zürich: «Es kann nicht das Ziel der Friedhofsplanung sein, die Bedürfnisse der Bevölkerung den Einkünften der Bildhauer und Floristen und anderer in der Bestattungsbranche Tätigen unterzuordnen.» Das Ziel könnte heissen: Abkehr von der Monokultur und Hinwendung zu einer schlichten, naturverträglichen Erinnerungskultur, Manifestation von Werden, Sein und Vergehen.

.....
Andreas Diethelm ist Pflanzenbiologe und Umweltberater in Zürich.